

Endlose Nacht

Das Münchner Lenbachhaus beleuchtet Alfred Kubin und seine Verbindungen zum „Blauen Reiter“

Von Annette Krauß

München (DK) In Scharen strömen die Menschen einer Stadt zu, als liefen sie einem Rattenfänger nach – ihre Spur verliert sich, wenn sie „das dunkle Tor“ erreichen, das in seiner Schwärze alle Leiber verschluckt. In einer anderen Szene tummeln sich riesige Schlangen in der Stadt, vor denen kein Entkommen ist. Ein drittes Blatt zeigt die personifizierte „Melancholie“, die gemeinsam mit einem Skelett auf einem Klepper durch eine apokalyptische Landschaft reitet. Alfred Kubin hat Alpträume dargestellt, schwarze Bilder, die nicht nur mit dieser Nicht-Farbe in allen Nuancen spielen, sondern auch die Menschheit am Abgrund zeigen. Gedruckt wurde der Zyklus „Sansara“ als Grafik-Mappe 1911 – im Gründungsjahr des „Blauen Reiter“. Welche Bezüge es zwischen Kubin und den Künstlern dieser Münchner Künstlervereinigung gibt, verdeutlicht jetzt eine Ausstellung im Münchner Lenbachhaus unter dem Titel „Phantastisch! Alfred Kubin und der Blaue Reiter“.

Alfred Kubin, 1877 in Böhmen geboren, studierte dank einer kleinen Erbschaft ab 1899 an der Münchner Akademie, lebte dann aber von 1906 bis zu seinem Tod 1959 im österreichischen Schloss Zwickledt am Inn, welches seine Frau Hedwig erworben hatte. Trotz der räumlichen Distanz war Kubin eng verbunden mit den Münchner Künstlern: Kandinsky hatte 1904 eine Ausstellung seines Frühwerkes arrangiert, 1912 beteiligte sich Kubin an der zweiten Ausstellung des „Blauen Reiter“, er förderte Kontakte zwischen Paul Klee und der Gruppe. Zudem entwickelte sich eine rege Korrespondenz unter den Künstlern – das Kubin-Archiv am Münchner Lenbachhaus bewahrt 60 000 Briefe, dazu Grafiken, Tagebücher, illustrierte Bücher, Fotos und Vieles mehr. Zusammengetragen hat diese Sammlung der Hamburger Apotheker Kurt Otto, der sie 1971 nach München verkaufte.

Wenn nun in vier Räumen 50 ausgewählte Werke des „Blauen Reiter“ mit 90 Papierarbeiten Kubins konfrontiert werden, so



Das Werk „Eindringlinge“ (um 1902/03) von Alfred Kubin ist Teil der Ausstellung im Lenbachhaus in München. Foto: Spangenberg/Lenbachhaus

RAHMENPROGRAMM ZUR AUSSTELLUNG

Führungen durch die Schau werden am 21. Oktober, 25. November und 9. Dezember jeweils um 14 Uhr, außerdem am 27. November und 18. Dezember jeweils um 18 Uhr angeboten. Daneben gibt es eine Reihe,

in der Mitarbeiter des Hauses die Ausstellung aus ihrer persönlichen Perspektive und mit eigenen Akzenten beleuchten: Direktor Matthias Mühling wird am 23. Oktober seine Sicht auf Alfred Kubin darstellen, Kunst-

vermittlerin Martina Oberprantacher am 23. November. Anna Straetmans, wissenschaftliche Volontärin, führt am 7. Dezember. Karin Althaus, Sammlungsleiterin 19. Jahrhundert, und Stephanie Weber, Kuratorin für

Gegenwartskunst, sind am 15. Januar dran, Sebastian Schneider, wissenschaftlicher Volontär, und Charlotte Coosemans, Kunstvermittlerin, am 8. Februar. Tickets sind an der Museumskasse erhältlich. **DK**

könnte der Gegensatz nicht größer sein. Ausgehend von Kandinskys Aufsatz „Über das Geistige in der Kunst“ eint alle die Erkenntnis einer gesellschaftlichen Krise, in der ein gefräßiger Materialismus alle Werte zu verschlingen droht. Kandinsky sucht deshalb den Weg in die Abstraktion, was Kubin in einem ausgestellten Brief kommentiert: „Ich fühle in Ihren Arbeiten die urhaften längst vergangenen Dinge vermählt mit geheimnisvollen Vibrationen künftiger seelischer Möglichkeiten.“

Franz Marcs Vision einer Verbindung von Mensch und Natur wird in vielen seiner Tierbilder sichtbar. Und auch Gabriele Münter flieht von der Stadt auf

Land, sucht ihre Motive in der oberbayerischen Landschaft und verknüpft sie mit der Technik traditioneller Hinterglasmalerei. Allen gemeinsam sind leuchtende Farbtöne, die stilistisch je unterschiedlich eingesetzt werden.

Ganz anders Kubin: Nach frühen Versuchen in einer farbigen Kleistertechnik bleibt der Künstler bei Schwarz und Weiß, bei Tusche und Feder. Mit der Tinte wird gezeichnet, sie wird gespritzt und laviert, und dafür braucht er saugfähiges Katasterpapier, auf dem vor hundert Jahren Karten gedruckt wurden. Das war Arbeitsmaterial von Kubins Vater, der Landvermesser war. Dieser soll nach dem frühen

Tod der Mutter den Sohn diszipliniert und gezüchtigt haben, und dieses schwierige Verhältnis zum Vater mag eine Brücke sein zwischen Alfred Kubin und Franz Kafka, den er in Prag besuchte. Visuelle Brücken gibt es vor allem zu Bildern und Grafiken des Spaniers Francisco Goya, der ab 1820 seine „Pinturas Negras“, seine schwarzen Gemälde, malte. Denn auch Kubins Themen sind Wahnsinn und Tod, Angst und Schrecken, Untiere und Riesen.

Und so reitet eine stolze Dame mit Zylinder im Damensitz auf einem Schimmel, unter dessen Hufen ein doppeltes Wiegemesser hin und her schaukelnd die Körper von Menschen zerhackt.

Unter dem Titel „Macht“ thront ein Seelöwe massig auf einem Berg von Knochen. Und der personifizierte Krieg als nackter Mann zerstampft mit seinen Pferdehufen die Menschen wie Ameisen. Das Leben des Menschen ist Kampf am Tag, und in der Nacht erschrecken ihn Geister und Dämonen. Die Ausstellung schließt mit einem Blatt aus dem Jahr 1920, betitelt „Das Ende des Krieges“. Es zeigt die endlose Nacht, ein schlafendes Skelett unter einer roten Sonne am schwarzen Himmel.

Bis zum 17. Februar im Münchner Lenbachhaus am Königsplatz, geöffnet täglich außer montags von 10 bis 18 Uhr, dienstags bis 20 Uhr.

Die Vernichtung der Humanität

Die Spielzeit am Staatstheater Augsburg beginnt am neuen Ort: Antje Thoms inszeniert Georg Kaisers „Gas“ im Gaswerk

Von Berndt Herrmann

Augsburg (DK) Das Theater Augsburg hat mittlerweile jahrelange Erfahrung mit Ersatz- und Interims-Spielstätten. Dass die durchaus kreative Energie freisetzen und ganz eigene Theatererfahrungen schaffen können, zeigt sich auch bei der Inszenierung von Georg Kaisers Trilogie „Gas“. Gespielt wird auf dem alten Gaswerksgebäude, genauer im ehemaligen Kühlgebäude. Das Industriedenkmal wird zu einer beeindruckenden Theatermaschine, die Zuschauer sitzen quasi mitten im Maschinenraum.

Schon vor Beginn streichen die Schauspieler als Obdachlose, Arbeitssuchende oder Straßenverkäufer über das Gelände, fantasieren über den Sozialismus, wollen diskutieren oder den Besuchern etwas andrehen. Die haben indes schon etwas bekommen: Kopfhörer. Schon vor der Vorstellung kann man so hören, was die Schauspieler verkünden, auch wenn man nicht direkt neben ihnen steht. Später, nach Beginn, erlebt man Nähe und Distanz gleichzeitig. Man fühlt sich abgekapselt, in einem eigenen Resonanzraum, ist aber gleichzeitig ganz nahe an den Schauspielern, hört ihr Flüstern, als wäre man mitten auf der Bühne, dazu auch Musik und Sounds, oder man erlebt Szenen, die in einem Nebenraum oder draußen vor den Fenstern spielen, dennoch hautnah mit-



Herausragender Schauspieler: Andrej Kaminsky im Kühlgebäude.

Foto: Fuhr

Man sieht zum Beispiel im ersten Teil, „Die Koralle“, die Bedürftigen, die im Gaswerk des Milliardärs anstehen, während man nur hört, wie sie ihn in einem Nebenraum um Almosen bitten. Bühnengeschehen und Text werden so mitunter entkoppelt, die Eindrücke dadurch aber vervielfältigt.

So interessant das Setting der Inszenierung von Antje Thoms ist, so problematisch erscheint sie allerdings inhaltlich. Die drei Stücke „Die Koralle“, „Gas I“ und „Gas II“ sind sperrig, werden inhaltlich und sprachlich immer komplexer und schwer verständlich. Wenn sie in eine Dreistunden-Fassung wie in

Augsburg gepresst werden, umso mehr.

Dabei ist der erste Teil – 1917 geschrieben – noch zeittypisch konventionell. Ein Familien- und Generationenstück, das mit dem romantischen Doppelgängermotiv spielt. Der Sohn des Gaswerkbesitzers und Milliardärs will seinem Vater nicht nachfolgen und das Unternehmen übernehmen, stattdessen sieht er seinen Platz bei den Arbeitern, hat sogar an einem Aufstand an seinem Vater teilgenommen. Das ist im Grunde psychologischer Realismus mit einem Vater-Sohn-Konflikt im Zentrum. Im zweiten Teil experimentiert der Sohn – er hat das

Werk geerbt – mit Besitz- und Organisationsformen, will einen neuen Menschen formen. Auch das ist zeittypisch: das utopische Potenzial des Sozialismus als große Hoffnung am Beginn des 20. Jahrhunderts. Nach einer Explosion, die das Gaswerk zerstört, mündet der dritte Teil in eine zerfetzte Dystopie. Vor allem hier ist die Sprache stark expressionistisch, abstrakt, bruchstückhaft, mitunter nur assoziativ verständlich. Immerhin gelingt es durch den Einsatz der Kopfhörer erstaunlicherweise, das Oh-Mensch-Pathos etwas abzufedern. Letztendlich ist das aber alles mit zu breitem Strich und zu großer Geste aus-

geführt. Die Inszenierung setzt Akzente und spielt mit Effekten, auf mehr wartet man aber vergeblich. Gerade dadurch eröffnen sich den Schauspielern aber enorme Möglichkeiten, die sie ausschöpfen.

Herausragend dabei etwa Andrej Kaminsky, der zunächst der Milliardär ist, später der Ingenieur, der den Technologie-wahn der Zeit (unserer Zeit) verkörpert und die Arbeiter auch nach der Katastrophe zum Weitmachen überredet; oder Roman Perl, erst der Sohn des Milliardärs, später der Schreiber, im dritten Teil schließlich der „Milliardärarbeiter“, der sich mit dem Giftgas, das die Fabrik mittlerweile produziert, selbst umbringt; schließlich Sebastian Müller-Stahl, der die Utopie des neuen Menschen als Sohn des Milliardärs am eigenen Körper, als regelrechte Schauspielkörperarbeit in der Fabrikhalle produziert und zeigt, wie die Hoffnungen, seien es die technologischen, seien es die auf ein neues Leben jenseits der Industrialisierung, zerstört werden.

So füllen der Ort und das Ensemble die Leerstellen eines Textes und einer Inszenierung, die in ihrem zivilisationskritischen und apokalyptischen Gestus in die Gegenwart zu passen scheinen, ihr aber erstaunlich wenig zu sagen haben.

Nächste Vorstellungen im Gaswerk Augsburg am 11., 17., 19. und 27. Oktober. Telefon (0821) 3244900.

87 Länder im Wettstreit um Oscar

Los Angeles (dpa) 87 Länder bewerben sich für 2019 um den Oscar in der Sparte nicht-englischsprachiger Film. Das teilte die Oscar-Akademie im kalifornischen Beverly Hills mit. Im vorigen Jahr hatte eine Rekordzahl von 92 Ländern Beiträge für den sogenannten Auslands-Oscar eingereicht. Unter den Kandidaten für die 91. Oscar-Verleihung im kommenden Februar sind erstmals Beiträge aus den afrikanischen Ländern Malawi und Niger.

Für Deutschland geht Florian Henckel von Donnersmarck mit „Werk ohne Autor“ über ein bewegendes Künstlerschicksal im Nachkriegsdeutschland ins Rennen. Der Iran ist mit dem Gesellschaftsdrama „No Date, No Signature“ (deutscher Titel: „Ohne Datum und Unterschrift“) vertreten, Österreich mit dem Dokumentaressay „Waldheims Walzer“.

Im vergangenen Jahr wurde das NSU-Drama „Aus dem Nichts“ von Fatih Akin zur deutschen Oscar-Hoffnung, schaffte es aber nicht unter die letzten fünf Nominierten. Den Oscar in der Kategorie bester nicht-englischsprachiger Film holte zuletzt von Donnersmarcks DDR-Drama „Das Leben der Anderen“ im Jahr 2007 nach Deutschland.

Die fünf nominierten Filme für den Auslands-Oscar wird die Academy am 22. Januar 2019 bekannt geben. Die Preisverleihung geht am 24. Februar 2019 in Hollywood über die Bühne.

Kulturpreis für Andreas Gursky

Düsseldorf (epd) Der Düsseldorfer Fotokünstler Andreas Gursky erhält den Großen Kulturpreis der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland. Der mit 30 000 Euro dotierte Preis würdigt das Gesamtwerk des Preisträgers und seine Bedeutung für das Rheinland, teilte die Stiftung gestern in Düsseldorf mit. Gursky schaffe es mit seinen Großformaten, den Betrachter zu überwältigen und staunen zu lassen. Die abgebildeten Motive seien in der Realität so aus keiner Perspektive zu sehen, sondern das Ergebnis kunstvoller Bildbearbeitung. Die Preisverleihung findet im Herbst statt.

Andreas Gursky, 1955 in Leipzig geboren, studierte ab 1977 an der Folkwang Universität in Essen und wechselte 1980 zu Bernd und Hilla Becher an die Düsseldorfer Kunstakademie, wo er 1985 die Meisterschüler-Auszeichnung erhielt. Seit den 1990er-Jahren bezieht er digitale Bildbearbeitung in seine künstlerische Arbeit ein. Themen sind Globalisierung, Turbokapitalismus und Konsumterror. Heute zählt Gursky zu den weltweit erfolgreichsten zeitgenössischen Fotokünstlern.

Der Große Kulturpreis der Sparkassen-Kulturstiftung Rheinland wird seit 1989 an herausragende Künstlerpersönlichkeiten oder Einrichtungen vergeben, die das kulturelle Leben im Rheinland außergewöhnlich bereichern.

Kim gewinnt Klavierwettbewerb

Ingolstadt (DK) Der koreanische Pianist Junhyung Kim ist der neue Gewinner des von Elin und Wilhelm Reissmüller gestifteten Musikförderungspreises des Konzertvereins Ingolstadt. Der 21-Jährige setzte sich gestern Abend im Ingolstädter Festsaal beim „Konzert für junge Künstler“ gegen Marie-Thérèse Zahnlecker und Dmitry Meyboroda durch.

Kim spielte Humoresken von Jörg Widmann und Robert Schumann. Derzeit besucht der junge Pianist die Meisterklasse von Antti Siirala an der Musikhochschule München. Mit dem Klavierspielen begann er im Alter von zehn Jahren.